Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 45

Rubrik: ds Chlapperläubli

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erscheint alle 14 Tage. Beiträge werden vom Verlag der „Berner Woche", Neuengasse 9, entgegengenommen.

Vo Luftschlösser und andere Sache.

Es dunkt mi, i sött doch wieder einisch öppis vo mer la ghöre, süsch meine die guete Lüt, i fahri gäng no mit mym Fiat i dr Wält ume und heigi d'Chlapperlöubler ganz und gar vergässe. Ha=n=i überhoupt einisch es Outo bsässe? I gloube hüt sälber, es syg alles nume e schöne Troum gsi, e bloßi Fata Morgana. My Phantasie het mer wieder einisch e Schtreich gschpielt. Es geiht mer äbe wie vielne andere, die Luftschlösser boue, will ne uf em Bode der chalte Würklichkeit nüt Bessers wott uferschtah. Es Luftschloß isch zletscht ou öppis schöns und gäng no besser als gar nüt. Was ou wieder zämebricht, he nu, so bout me es anders uf. Wär weiß, ob nid einisch doch es würklichs Schloß mit rächte Türe, Fänschter und Polschtermöbel drus entschteit. Was wär ds Läbe ohni Hoffnige und Illusione!

Prentice Mulford schrybt i sym Büechli „Vom Unfug des Sterbens" ja ou, daß dä, wo zwunge syg, i me häßliche Hus zwohne, a me=ne schlächte Tisch z'ässe, sich i syr tiefschte Imagination soll weigere gäge dä unwürdig Zuschtand. Aer soll rych sy im Geischt, i dr Phantasie und im Bewußtsyn, und dr mariell Rychtum wärdi nachecho. Mi soll keine künftige Müglichkeite e Gränze setze.

Zugäh, daß derartige Phantasie nid immer die entschprächendi Würklichkeit nache folgt. Mänge hofft und wünscht es ganzes Läbe düre vergäbe. Aber isch d'Hoffnig nid allei scho viel wärt?

Der Philosoph Schopehauer vertritt zwar i syr gelehrte Abhandlung „Aphorismen zur Lebensweisheit" e chly e anderi Meinig Aer seit uf Syte 135, mi soll sy Phantasie im Zügel halte und keini Luftschlösser boue, die me schpäter under Süfzer wieder müeß zämeryße. Aber schpäter schrybt er doch wieder, daß es nid vom Guete sygi, we me sys Glück ganz i dr reale Wält suechi. E Widerschpruch! Wär cha e Philosoph wie der Schopehouer überhoupt voll und ganz erfasse? Jede leit ne wieder chly anders us, wie's bi Goethes „Faust" ja ou dr Fall isch. Das Büechli het im übrige so viel Intressants, Geischtrychs in sich, daß es sich wohl lohnt, hie und da drinn z'läse. D'sächste Kapitel „Vom Unterschied der Lebensalter" isch, näbeby gseit, ganz bsunders tief und schön gschrybe.

Aber was brichte i da vo Schopehouer, Mulford und Luftschlösser! I ha eigentlich vo myne Ferie in Herteschtei wölle schrybe. Das dumme Auto, wo=ni gar nid besitze, isch d'schuld a dr Entgleisig. Jietz isch kei Platz meh für ne usfüehrliche Feriebricht! I cha nume no säge, daß i mit myne Lüt drei Wuche im Brünnihof oberhalb Herteschtei am Vierwaldstättersee zuebracht ha. Es herrlichs Plätzli, eis vo de schönste dert ume — we d'Sunne schynt. Aber d'Sunne het leider sälte gschine, derfür hei mer fascht gäng Näbel gha, wenig Ussicht, aber viel chalti Füeß. Mir sy trotz em Näbel oder grad wäge däm viel gwanderet, nach Wäggis, Vitznau, Brunne, Morschach, gäge Greppe und Megge zue, i ds Moschtland. Ou Beckeried hei mer gseh und ds Grab vo dr verschtorbene Dichterin Isabelle Kaiser ufgsuecht. Ihri prächtigi Villa „Mon Ermitage" hei mer ou gseh, es het mi dunkt, dert inne müeß eim ds Dichte vo sälber cho.

Uf em Bürgeschtock hei mer e prächtigi Ussicht gnosse, abgseh vom Näbel und Dunscht, die eim da und dert d'Ussicht e chly verwehrt hei. Aber d'Schönschte vo allem isch doch der Usflug ufe Rigi gsi. Eifach überwältigend! D'Bärge heis halt doch use, da geit nüt drüber. Dr schönst See mueß da hinde ab näh. Mit schwärem Härz sy mer wieder i d'Tiefi abe, i Näbel. Ungärn wieder hei nach Bärn, us dr herrliche Schtilli i Lärm und Trubel. Vierzäh Tag sy verby, i ha mi no nid tröschtet. Aber was nützt es, i ha mi I nime jetz hie und da wieder dr Schopehouer füre und sueche mi a syr Philosophie ufzrichte. Und dernäbe boue=n=i früsch druf los neui Luftschlösser und dänke derby, eis dervo wärdi wohl einisch blybe schtah. Nüt na la gwünnt!

Schpatz.

Bärner Pintechehr.

(Bei Fritz Gyger, zur „Harmonie".)

Ein kleines, feines Weinlokal,
Tip-Top, mit weißem Täfer,
Das Fräulein, das den Wein kredenzt,
Ein netter, kleiner Käfer.
Ein großer Ofen in der Mitt',
Am Buffet Alkohöler,
's ist alles ganz harmonisch und
Dir wird's stets wohl und wöhler.

Der Wein ist gut und mild und fromm,
Das Bier läßt fein sich trinken,
Und Stammtisch rechts und Stammtisch links,
Gar lieb und traulich winken.
Und Wirt und Wirtin wirken traut
In heimeliger Klause:
Bist du zum erstenmal auch dort,
Du fühlst Dich gleich zu Hause.

Fränzchen.

Des Zopfes Glück und Ende

oder eine Zopftragödie.

Lange Zeit schmückte ich das Köpfchen eines zierlichen, lieben Mädels. Ich wurde bewundert, meine Trägerin beneidet. Kurz, ich war auf der Höhe meines Glückes. Da kam eine traurige Wendung. In Gesellschaften wurde ich mit spöttischen Blicken betrachtet; nur hie und da fing ich ein freundliches Wort auf: Da sieht man doch wieder mal einen richtigen flotten Zopf; das gefällt mir! Solche liebe Worte nahm ich dankbar an, und setzten mich etwas über die erlebten Enttäuschungen hinweg. — Ueberall, wo ich hinblickte, waren meine Genossen verschwunden, — nirgends eine schöne, schwere Flechte, die sich wie ehemals um ein sanftes Gesichtchen schmiegt. — Mir zitterte vor dem Gedanken, ein Opfer dieses Schicksals zu werden, denn ich hörte ja öfters die stürmischen Bitten Elses bei ihren Eltern mit an, doch endlich das dumme Anhängsel von Zopf wegschneiden lassen zu dürfen. — Endlich war der gute Papa „rumgekriegt" und auch Mama wollte nicht mehr als Störefried dazwischentreten. — — —

Die letzte Nacht für mich brach an. Solange waren wir treue Gefährten in Freud und Leid verbunden gewesen, und das sollte jetzt plötzlich zu Ende sein!? — Undank überall! Also verbittert war ich noch am Morgen, da mich die kleinen Hände zum letzten Male zu einem Knoten schlangen, — rasch unter den Hut bugsierten — und fort ging's!

Im Friseurladen hörte ich die helle Stimme Else's: „Bitte, Bubikopf! — Die Schere wurde zur Hand genommen — — und ritsch — ratsch weg war ich; die Hand des Friseurs schmiß mich auf den Toilettentisch, vor meine Besitzerin — in deren Gesicht es einen Augenblick zuckte — — dann aber blickte sie mit wachsendem Interesse dem werdenden Bubikopf zu. — — — Ich war heimatlos und vergessen! —

Seit zwei Jahren liege ich nun in Seidenpapier gebettet in einer düstern Truhe — unbeachtet. Immer hege ich jedoch die leise Hoffnung, später wieder einmal zu Ehren zu gelangen! J K.

Ein seltsames Vermächtnis.

Giovanni Lacosta, ein junger Student der römischen Universität, war ein ausgesprochener Bücherfreund und verbrachte ganze Tage in der vatikanischen Bibliothek. Eines Tages verlangte er ein wenig bekanntes Werk, dessen Verfasser Emil Fabrier de Revisa längst verstorben war. Wie groß war das Erstaunen des jungen Mannes, als er in dem Buch ein Blatt nachfolgenden Inhaltes fand:

„Wer dieses Blatt auffindet, der soll sich beim Nachlaßgericht in Rom melden und die Aktien L. 1. Nr. 162 einfordern. Rom, den 5. Februar 1784."

Der Student begab sich nach dem Gericht, wo ihm nach mehreren Tagen der Bescheid wurde, daß er der Erbe eines großen Vermögens sei, das auf ungefähr acht Millionen Lire veranschlagt werde. Der junge Bibliophile traute anfangs seinen Ohren nicht, erhielt aber von Gerichtsseite eine Aufklärung des Tatbestandes. Im 18. Jahrhundert lebte in Rom der Schriftsteller Emil Fabrier de Revisa, ein Freund des berühmten Naturforschers Buffon, mit dem er gemeinschaftlich viele Reisen gemacht und auch wissenschaftlich zusammengearbeitet hatte. Wenige Jahre vor seinem Lebensende gab Fabrier ein Buch heraus, das von der damaligen Fachkritik ziemlich abfällig besprochen wurde. Der dadurch tief deprimierte Gelehrte zog sich daraufhin ganz von der Welt zurück, vernachlässigte seine Studien und starb in völliger Vergessenheit. Kurz vor seinem Tode deponierte er an der Gerichtsstelle sein Testament, in dem er denjenigen zu seinem Erben einsetzte, der sein Buch aufmerksam studiert haben würde, das er der vatikanischen Bibliothek überwiesen habe. Das Werk lag in vollkommener Vergessenheit anderthalb Jahrhunderte unberührt da. Der arme Student war der erste, dem es nach so langer Zeit in die Hände gefallen war und er wurde somit durch Zufall der Erbe des großen Vermögens eines gänzlich vergessenen Gelehrten. Da das Kapital aber seit 150 Jahren in den Händen der Leibeserben Emil Fabriers ist, muß der Student nunmehr auf Grund des Testamentes gerichtliche Schritte gegen dieselben anstrengen.

Aus der Schule.

Die Entschuldigung. Jakobli mußte zu Hause bleiben und sein Vater übermittelte der Lehrerin folgende Zeile: „Mein Bub ist an der Schule verhindert, denn er hat einen Esel am Fuß". Nach einigen Tagen ließ sich die Lehrerin nach dem Befinden Jakoblis erkundigen und bekam darauf die schriftliche Nachricht: „Mein Bub kann noch nicht kommen, weil der Esel jetzt ausgegangen ist".

*

Schulkommission. Sie saß beisammen und beriet über die Erhöhung einer Entschädigung. Nachdem einer den Antrag gestellt, die Vergütung um einen Viertel heraufzusetzen, springt ein anderer auf und schreit: „Wassss? E Viertu! — Nüt isch, e Drittu tuets o!!!"

H. R.